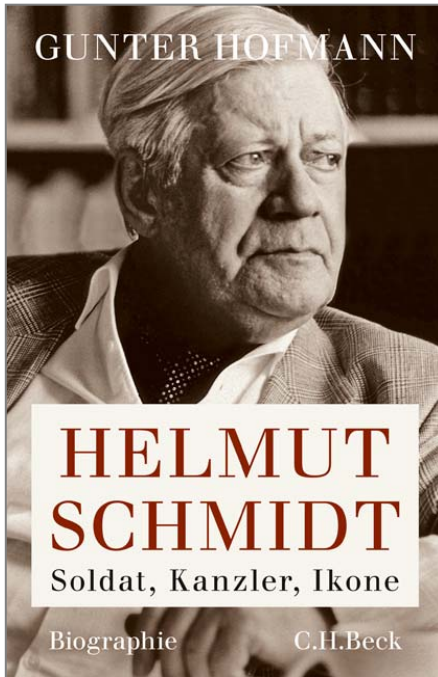


Unverkäufliche Leseprobe



Gunter Hofmann: Helmut Schmidt
Soldat, Kanzler, Ikone
Biographie

464 Seiten und 40 Abbildungen. Gebunden
ISBN: 978-3-406-68688-7

Weitere Informationen finden Sie hier:
<http://www.chbeck.de/16175120>

Gunter Hofmann
Helmut Schmidt

Gunter Hofmann

Helmut Schmidt

Soldat, Kanzler, Ikone

Biographie

C. H. Beck

«Gegenwärtig bin ich der leitende Angestellte der Bundesrepublik Deutschland, und alle vier Jahre haben wir eine Generalversammlung, wo einige 30 Millionen wahlberechtigte Bürger darüber abstimmen, ob ihr Unternehmen einigermaßen anständig geführt ist oder ob es unzureichend geführt worden ist.»

Helmut Schmidt, 1980

«... aber was ihn tief in seinem Inneren bewegt, habe ich nie erfahren.»

Marion Dönhoff über Helmut Schmidt

Inhalt

- I. Politik und Leben 9
- II. Jugend unter Hitler 17
Ben Witter 27 – Die Verwirrungen des Zöglings Schmidt 47 –
«Gespaltene Bewusstseinslage» 57 – Die Türme des Kreml 59 –
Keine Hitler-Freunde, nirgends 63 – Frei reden 66 – Freisler 71 –
Moritzelchen 74 – Davongekommen 75 – Keine «Stunde Null» 77
- III. Wofür? 83
Karl Schiller 85 – 1953 89 – Erler 99 – Strauß 103 – Mr. Gerade-
heraus 106 – Max Weber 117 – Wurzeln 122 – 1961 129 – Stadt
unter 129 – 1963 138 – Kennedy 140 – Brandt 142 – Wieder im
Treibhaus 148 – Traumrolle 154 – 1967 158 – Herzenssache Not-
standsgesetze 165
- IV. Machtwechsel 175
1970 190 – Schiller 193 – 1972 206 – 1974 234 – Der kleine Unter-
schied 237 – Giscard 246 – Der Euro aus Langenhorn 256 – 1980
258 – Eppler 261 – Breschnew 267 – 1976 271 – Nahaufnahme
273 – Auf den Kanzler kommt es an? 274 – 15. Dezember 1976
279 – «Krieg» 285 – Grauzone 292 – 1978 297 – 1980 304 – Rad-
datz, Grass, Lenz 309 – «Sind wir alle Nazis?» 320 – 1981 330 –

Deutsch-deutsche Entente 331 – «... dass dies notwendig war ...»
335 – 1981 342 – 1982 348 – Die Welt, wie Schmidt sie sah 349 –
Tricky Dick 351 – Jerry 353 – Carter 355 – Reagan 360

V. Kommentator 363

Unter «Wegelagerern» 365 – Politiker zu hundert Prozent 374 –
Unter dem Strich 379 – Mauerfall 394 – Nachbar Polen 403 –
Julius Leber 408

VI. Was bleibt 415

Normal 417 – Glück? Ein relatives Gefühl 429 – Ein richtiges
Leben im falschen 440

Anmerkungen 445

Bildnachweis 457

Personenregister 458

I. *Politik und Leben*

Gedanken und Erinnerungen hieß bei ihm *Menschen und Mächte*. Anders als der Reichskanzler Otto von Bismarck, der nach seiner Entlassung 1890 zur Feder griff, wollte Helmut Schmidt damit aber ausdrücklich keinen persönlichen Rückblick auf sein Leben zu Papier bringen. So häufig und gerne er auch Bücher verfasste – im hohen Alter ein Buch pro Jahr galt als das untere Minimum, alle Bestseller –, seine Politik wollte er weder ableiten aus seinem eigenen Leben, noch wollte er sich einbetten in einen systematischen historischen Rückblick auf die Bundesrepublik und ihre Rolle in Europa und der Welt.

Politische Selbstbespiegelungen, Blicke nach innen seien ihm «immer suspekt» gewesen, notierte er gleich zu Beginn des ersten dickleibigen Wälzers, den er fünf Jahre nach dem Abschied aus dem Kanzleramt verfasste. Eine «Verführung für den Autor» stellten Autobiographien ihrer Natur nach dar, «sich selbst fehlerlos zu sehen oder sich doch jedenfalls in besserem Lichte erscheinen zu lassen, als es dem späteren Urteil der Geschichte entsprechen kann».¹ So redete er sich den Gedanken daran selber aus.

Anders wollte er es halten mit dem Erinnern, weniger persönlich, viel grundsätzlicher und in größeren Bögen. In dem Erfahrungsbericht aus seinem Leben mit dem Titel «Menschen und Mächte» nahm er zunächst einmal die drei Weltmächte, Russland, die USA

und China in den Blick, damit man als Leser gleich weiß, was ihn umtreibt und an welcher Elle er das eigene Land misst; vor allem bevölkerte er ihn bunt mit Menschen, Dialogen, neugierigen und oft auch liebevollen Portraits, lebhaften Schilderungen jener politischen Weggefährten oder Begegnungen, die ihn beeindruckten, die Weichen stellen konnten oder deren Stimme einfach Autorität hatte, ohne dass sich ein besonderes Amt damit verband. Inständig liebte er es natürlich, über seine Gespräche mit den Großen der Welt zu berichten, von Mao Zedong und Deng Xiaoping bis Anwar as-Sadat, Richard Nixon oder Henry Kissinger – als einer, der zur Familie gezählt wurde. Leonid Breschnew tauchte auf, Andrej Gromyko, Michail Gorbatschow, Robert McNamara, Arthur Burns, George Shultz, Ronald Reagan, Hua Guofeng – und das ist nur ein kleiner Ausschnitt aus dieser Namensparade, die er antreten ließ. Sein Ego verbarg er nicht, er nahm sie ernst, aber sie ihn nicht minder, lautete die Botschaft zwischen den Zeilen. Also durfte man ihm auch über die Schulter blicken, wenn er neben den ganz Großen traulich auf der Couch saß.

Geschichte, wollte Helmut Schmidt damit wie beiläufig festhalten, ist menschengemacht: Jemand entscheidet, zaudert, versagt gar, immer trägt einer Verantwortung in öffentlichen Angelegenheiten. Politiker stehen an Scheidewegen, sie können sich irren und korrigieren, es lohnt sich, nach Alternativen zu suchen, sie brauchen Optionen, sie müssen entscheiden und vorangehen. Diese Grundhaltung bewahrte er immer. War es Geschichtsoptimismus, der ihn trug? Das Wort geht zu weit, aber gegen jedes fatalistische Sich-treiben-lassen wehrte er sich, Politiker, die sich aus diesem Grund selbst zurückhielten, hatten schlicht ihren Beruf verfehlt, glaubte er.

Aber das eigene Denken, das Verhalten als Politiker, die getroffenen Entscheidungen aus dem eigenen Leben heraus erklären? Das keinesfalls! Wohl nicht allein die mögliche «Verführung» störte ihn, sich selbst fehlerlos zu sehen oder zu illuminieren; nein, ein rationaler, vernunftgeleiteter Politiker lässt sich möglichst nichts von «innen» diktieren, er handelt nach Sachkompetenz, Vernunft und nachprüfbaren Maßstäben. Ein Votum des Kanzlers, ein Kabinettsbeschluss, das sollte nicht abgeleitet werden können aus dessen Herkunft, als folgten Politiker nur heimlichen Lebenslinien, und als

gäbe es nicht fast immer verschiedene Möglichkeiten, unter denen sie nach bestem Wissen und Gewissen auswählen müssen.

Letztlich blieb für Schmidt Politik doch das Produkt nüchterner, pragmatischer Abwägung von Sachargumenten in öffentlichen Angelegenheiten, so wollte er sich immer verstanden wissen, eigentlich schon in seinen frühen Bonner Jahren, 1953, als er im Grunde noch ein Lehrling im Bundestag war – und die Republik sich durch die erste Phase ihrer langen, beschwerlichen Selbstverständigung mühte. Nicht der eigenen Gesinnung und privaten Moral folgt Politik, sondern vernünftigen Maßstäben und Common Sense. Kein Autobiograph, sondern ein Verantwortungsethiker stellte sich vor schon im ersten Buch, und so sollte das fortan in allen Texten des Autors Helmut Schmidt sowie seinen öffentlichen Auftritten bleiben.

Zwar, kursorische Hinweise, Beiträge zur Familiengeschichte, Notizen vor allem über seine «unpolitische» Jugend lieferte er sehr wohl: In erster Linie aber doch, um Kontrolle über das eigene Bild zu behalten und Missdeutungen vorzubeugen. Bis hierher gewähre er Einsicht – so die stille Post zwischen den Zeilen – aber keinen Millimeter weiter, als er möchte. Er allein! Immer wollte Helmut Schmidt sein eigener Herr bleiben, niemand sollte verfügen können über ihn.

Keine der zahlreichen Biographien, die bereits über ihn zu Papier gebracht wurden, erfasse ihn ganz, kommentierte Helmut Schmidt denn auch die Lektüre über ein langes Politikerleben, sein Leben. Wenig allerdings trug er selber dazu bei, aufzuklären, was er vermisste oder worin er sich getroffen fühlte und worin nicht. Ganz gerecht, nebenbei, wurde er seinen Biographen damit nicht. Vor allem der Heidelberger Historiker Hartmut Soell, einige Jahre Schmidts Weggefährte im Bundestag und geschätzter Gesprächspartner in Sachen Sicherheitspolitik, hat sich ihm in zwei voluminösen Bänden skrupulös angenähert, zwar nicht im Sinne einer autorisierten Biographie, aber doch überaus materialreich vom ersten Lebenstag an bis zum Abschied aus dem Kanzleramt; ein Nahblick, der dennoch Distanz wahrte und Apologetisches möglichst mied. Jonathan Carr (der nicht nur vom Ökonomen Schmidt, sondern vor allem vom Pianisten und Kunstkenner schwärmte), Hans Martin

Lehmann, Martin Rupp, Hans-Joachim Noack, Michael Schwellien, Theo Sommer, das ist nur ein kleiner Ausschnitt der Liste von Autoren, die sich biographisch annäherten – in Ausnahmefällen Huldigungsliteratur, oft jedoch lehrreich und mit kritischem Blick.

Mit Kritik lernte Schmidt umzugehen, trotz aller unübersehbaren Eitelkeit, darin zeigte er sich zunehmend professioneller. Nur fair musste sie bleiben, ansonsten stand er – mit wachsender Erfahrung – darüber, schon gar als alter Herr. Ihn brachte nichts mehr in Rage. Das hieß aber auch, dass Widerworte, beispielsweise wegen seines vielfach bekundeten Verständnisses für das Niederschlagen der Opposition am Platz des Himmlischen Friedens in Peking im Juni 1989, an ihm einfach abprallten. Er hörte zwar zu. Aber wenn er sich seines Urteils sicher war, konnte ihn niemand darin beirren, selbst Freunde wie Manfred Lahnstein nicht, der ein ganzes Buch über Asien schrieb, nur um seinen einstigen Chef Helmut Schmidt von seinem einseitigen, gar zu rosigen Bild der offiziellen chinesischen Politik und ihren Modernisierungserfolgen abzubringen.² Auch von seiner Überzeugung, der dramatische Klimawandel sei nicht von den Menschen selbst zu verantworten, sondern ein natürlicher Prozess, vermochten ihn keinerlei Einwände abzubringen. Auffällig kontrastierte das mit seiner Neugier und Lernbereitschaft, die er sich grundsätzlich und auf vielen Feldern bis ins hohe Alter bewahrte.

Seine Arroganz, sein Klassenprimus-Gebaren, seine Eifersucht gegenüber potentiellen Konkurrenten in jüngeren Jahren, anfangs noch auf der Karriereleiter, dann aber auch als Regierungschef, alles hat Hans-Joachim Noack korrekt aufgespießt, ein liebenswürdiger, fehlerfreier Superman sieht anders aus – aber Schmidt hat es nicht gehindert, mit dem Autor gelegentlich weiter eine Schachpartie zu spielen, wie sie das seit vielen Jahren schon pflegten.

Seine Bemerkung, er fühle sich von keinem der Biographen ganz erfasst, hatte wohl andere Gründe als bloße Empfindsamkeit hinter der rauen Schale: Schmidt wollte sagen, es bleibe ein unauflösbarer Rest, den er allein kenne. Und er – siehe oben – wollte die Autobiographie ja nicht schreiben.³

Ganz so extrem war seine Scheu sicher nicht wie bei Willy Brandt, Journalisten, Biographen oder Freunden einen wirklichen

Blick auf sein Innerstes, sein Ich zu gewähren. Nicht einmal dessen engster Getreuer, Egon Bahr, durfte Brandt zu nahe kommen. Jeder Versuch, «des Anderen <Ich> zu verstehen», hätte das Vertrauen zwischen ihnen gestört, beschrieb der Mitarbeiter seit den Berliner Jahren ihr kompliziertes Verhältnis in seinem späten Freundschaftsbuch «Das musst Du erzählen!» Zwar verfasste Willy Brandt «Erinnerungen», sogar in mehreren Anläufen, aber am liebsten sprach er auch darin von sich in dritter Person, ganz selten tauchte ein «Ich» auf, immer nur in wenigen Sätzen. Psychoanalytiker, das betonte er, wollte er schon gar nicht nahe an sich herankommen lassen. Nein, er brauchte den Schutzpanzer um sich herum.

Bei Helmut Schmidt hingegen kam das «Ich» immerhin etwas häufiger vor. Zudem war er ein Freundschafts-Freund, er bekannte sich zu Freundschaften, privaten wie politischen, und war auch davon überzeugt, dass sie politische Wirkungen haben konnten. Seine Freundschaften verliefen quer durch alle Parteigrenzen und ließen sich auch nicht sortieren nach links oder rechts, Giscard d'Estaing, Henry Kissinger, Hans Matthöfer, George Shultz, Rainer Barzel, Fritz Stern, Theo Sommer, Peter Schulz ... Schmidt fiel es nicht schwer zu gestehen, wenn er um jemanden trauerte und weinte, etwa beim Tode Ernst Reuters, des großen Berliner Bürgermeisters, oder bei der Nachricht von den Schüssen in Dallas auf John F. Kennedy. Wo Willy Brandts Gesichtszüge sich versteinerten, zeigte er seine Gefühle. Oder er teilte aus, unerbittlich, wenn er wollte, auch aggressiv, manchmal sicher, um sich dahinter zu verbergen – obwohl ihm stets bewusst blieb, wie er reagierte, als schaue er sich selber dabei zu. Als alter Herr von 95 Jahren war er sogar bereit, mit der *Bild*-Zeitung sein privates Fotoalbum durchzublättern und Episoden aus seinem Leben zu erzählen. Wie er bedauerte, keine Enkel zu haben! Den Grabstein für seinen Sohn, der als Baby im Kriegsjahr 1945 starb und in Schönow bei Berlin beerdigt wurde, habe er ausgraben und im eigenen Garten aufstellen lassen. Sonst, so Schmidt, wäre er heute vielleicht Opa, dass es nicht so kam, nehme er «als Tatsache des Lebens hin». Der Tod seiner Frau, ließ er sich entlocken, sei nach 68jähriger Ehe ein wirklicher Schlag für ihn gewesen, ein Jahr lang sei es ihm schlecht gegangen, aber Ruth Loah sei für ihn in dieser Zeit den ganzen Tag da gewesen und habe

ihm «das Leben gerettet». Sie habe ihm auch, ohne sein Wissen, den Rollstuhl besorgt «und dann hat sie mich reingesetzt und ich habe es gerne akzeptiert». Auf soviel Privates also ließ er sich ein, noch dazu, wenn er es selbst kontrollieren konnte. Nicht derart freimütig wie seine Frau, die in einigen Gesprächsbüchern aus ihrem und seinem Lebensalltag plauderte, aber doch auch ungezwungen berichtete er gelegentlich von fröhlichen Feiern zu Hause, Loki und er kochten dann für die engsten Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter, Sekretärin, Büroleiterin, Chauffeur.

Bis ins hohe Alter blieb es seine Maxime, sein Urteil möglichst unverblümt zu fällen. Was halten Sie von Kommissionspräsident José Manuel Barroso? Schmidt, 94: «Ist nichts wert.» Schätzen sie Angela Merkel? Schmidt: «Nicht sonderlich.» Allenfalls fügte er noch hinzu, sie sei «geschickt im Taktieren, aber ohne strategisches Ziel.»

Nur auf diese eine Grenze achtete Schmidt, sie durfte nicht überschritten werden: Die Freiheit des Politikers, zwischen verschiedenen Pfaden zu wählen, müsse es immer geben, nie folgten sie lediglich «Sachzwängen» oder einer inneren Logik, die im eigenen Leben gründet. Niemand durfte auf diesen Gedanken kommen, zu sehr widersprach das seinem Bild von Politik als rein rationalem Geschäft. Solche Deutungen überließ er anderen, wenn sie denn wollen, er gab auch bereitwillig Auskunft und öffnete sein Archiv – aber genoss es, am Ende urteilen zu können, die Autoren hätten ihn nicht wirklich verstanden. So wollte er Herr des Verfahrens, Herrscher über die Bilder bleiben, die sich von ihm einnisten in unseren Köpfen, und das gelang ihm wohl auch weithin.

Hineingeboren ist Helmut Schmidt, Jahrgang 1918, in ein behütetes Haus in hochdramatischen Zeiten, das Kaiserreich ging unter, die Weimarer Republik und der Aufstieg Adolf Hitlers, die «Macht-ergreifung», blutige Fehden zwischen den neuen Machthabern, offene Judenverfolgung, brennende Synagogen folgten bald – dennoch hat er, wie er festhielt, eine unpolitische Jugend erlebt. Acht Jahre diente er als Soldat. Für die Sozialdemokratie entschied er sich im Gefangenenlager. Städteplaner wollte er werden oder Architekt, möglichst weit weg, aber Politik wurde sein Beruf. Er betrat die

öffentliche Arena nicht «fertig», er musste lernen. Lernen wie Deutschland selbst, das – mit einem Wort von Cees Noteboom – lange «in der Mache» war. 1974 löste er Willy Brandt im Kanzleramt ab, zögernd. Die hohe Kunst des Regierens, hieß es rasch, beherrsche er perfekt, als eine Art Referenzkanzler der Deutschen galt Helmut Schmidt schon zu Amtszeiten. Nach der jahrzehntelangen Dienstreise, die im Herbst 1982 im Parlament mit der Wahl Helmut Kohls zum Nachfolger endete, wuchs seine Reputation noch weiter. Jetzt erst recht wurde Schmidt für viele zur Kultfigur, zur Projektionsfläche für vielerlei und zur nationalen Ikone.

Vielleicht hingen sein Regierungsstil, seine Leidenschaften, seine Maßstäbe, auch seine praktische Politik doch eng mit seinem Leben zusammen? Enger, als er sehen oder einräumen wollte? Auch wenn man Gründe für das außergewöhnliche Prestige des alten Herrn suchte, führten die Spuren auf seine Vita zurück. Moden wollte er sich nie beugen, aber er wurde zu einer deutschen Institution wie kein zweiter, nicht einmal Richard von Weizsäcker; und zugleich verriet die Resonanz auf den Mann mit der stets glimmenden Zigarette und den lakonischen Antworten viel vom Zeitgeist, auch von den Sehnsüchten nach Gewissheit, Orientierung, moralisch-politischen Leitplanken.

Man kann nicht sprechen über Helmut Schmidt, und über das Gros der Deutschen schweigen, die ihn so sehr bewundern. Er warnte zwar davor, ihm zu viel abzuverlangen, auch er sei nicht allwissend, aber am Echo änderte es nichts, er galt weithin als der alte Weise, der das chaotische Weltgeschehen zu deuten und zu ordnen vermöge. Ein Ausnahmepolitiker, an dem alle Politik sich messen lassen muss. Dieses Buch will versuchen, das zu erklären, auch dieses Verehrungs-Verhältnis. Um einen Blick ins «Innere», den er selber nicht macht, geht es freilich nicht zuletzt.

Seiner Rolle war er sich stets bewusst, das Echo zumal in den späten Jahren genoss er. Es war keine falsche Bescheidenheit – die lag ihm fern –, wenn er Interviewern empfahl, sie sollten ihn nicht förmlich mit «Herr Bundeskanzler» anreden, «nennen Sie mich einfach Schmidt».

[...]

IV. *Machtwechsel*

Der Euro aus Langenhorn Bei Schmidts zu Hause in Langenhorn tüfelten sie weiter an ihrem Projekt. «Valéry», wie Schmidt ihn nannte, der Kanzler und zwei Spitzenbeamte aus Paris und Bonn saßen im Eßzimmer, wegen des großen Tisches, den sie für die vielen Papiere brauchten. «Loki versorgte uns mit Kaffee. Am nächsten Tag erzählte sie, wir hätten jedes Mal, wenn sie ins Zimmer kam, etwas legerer gegessen, zunächst noch im Jackett, dann ohne und am Schluß auch ohne Schlips.»⁵⁵

Was sie ausgetüfelt hatten, machten sie im Juli 1978 öffentlich: Das Produkt nannten sie ECU, eine neue Verrechnungseinheit (European Currency Unit). Er habe sich deutschen Interessen unterworfen, warfen französische Kommentatoren Giscard vor, während Strauß, Kohl und die Bundesbank Schmidt beschuldigten, mit dem EMS die Stabilitätspolitik der Bundesbank zu unterlaufen. Auch der Gedanke spielte gewiss hinein, sich vom «amerikanischen Vormachtanspruch über Europa» zu lösen.⁵⁶ Am 19. März 1979 trat das Europäische Währungssystem in Kraft. Großbritannien verweigerte sich und behielt seine eigene Währung.

Trotz aller Widerstände, im Dezember 1991 wurde der Maastrichter Vertrag unterzeichnet, der die Grundlage zur heutigen Europäischen Union und die Voraussetzung zum Euro bildete. Lange schon waren Schmidt und Giscard nicht mehr im Amt, betrachteten den Vertrag aber doch auch als ihren persönlichen Triumph. Vollends auf ging ihre Rechnung am 1. Januar 1999, an dem Tag, als der Euro in elf Ländern gesetzlich eingeführt wurde. Drei Jahre darauf, am 1. Januar 2002, bekamen die Bürger der neuen Eurozone die Münzen und Scheine erstmals in die Hand.

Enthusiasmirt zeigte Schmidt sich. Nur so, da war er sich sicher, könne sich Europa in der modernen, globalisierten Wirtschaft be-

haupten. Eine «fünfte Weltmacht» nannte er Europa ganz unge-
wohnt euphorisch.⁵⁷ So wollte er das während der Eurokrise der
letzten Jahre nicht wiederholen. Die Währung verteidigte er zwar.
Wohl aber monierte Schmidt, Europa sei zu stark gewachsen, es
erlebe daher eine Krise seiner Institutionen. Ohne politische Union
habe er eine Währung nie einrichten wollen. Und die Wettbewerbs-
ungleichheiten, fügte er während der Eurokrise 2008 noch hinzu,
seien einfach zu groß, tragfähig sei eine solche Währung nur zwi-
schen einigen wenigen europäischen Kernstaaten.

Gemeinsam mit Giscard d'Estaing rügte er in einem Gespräch in
der deutschen Botschaft in Paris Ende Mai 2013 die Unfähigkeit der
deutschen wie der französischen Regierung, zumindest für die
Eurozone eine politische Union zu vereinbaren. Übereinstimmend
meinten die alten Herren jetzt, das sei der «Geburtsfehler», der die
Krise erst möglich gemacht und verschärft habe. Selbst zwischen
dem Duo allerdings zeigten sich Meinungsverschiedenheiten. Bei
Giscard klang nämlich an, eine politische Union bedeute für ihn
regelmäßige Treffen der Regierungschefs, während Schmidt eine
volle Integration vor Augen hatte. Wohlweislich aber hütete sich der
deutsche Freund, Giscard zu kritisieren, gemäß dem Motto, das er
an diesem Abend in der Botschaft noch einmal bekräftigte: «Nie
etwas gegen Frankreich entscheiden, weder in großen noch in
kleinen Fragen.»

Er sei «zum letzten Mal in Paris, dies ist meine Abschiedstour»,
ließ Schmidt gleich zu Beginn in der Botschaft wissen, da er sich in
einem «schrecklich hohen Alter» befinde. Das Bewusstsein von der
Notwendigkeit der europäischen Integration sei in Gefahr. In der
Krise sei nicht der Euro, sondern die Institutionen der EU, die sich
«um zweit- und drittrangige Probleme kümmern, während sie die
vorrangigen Fragen den Regierungschefs überlassen».⁵⁸

Wenn es zwischen Frankreich und Deutschland nicht gut geht, ge-
lingt Europa nicht: Das hatte Schmidt gelernt. Ohne engen Schulter-
schluss mit den französischen Nachbarn werde die Bundesrepublik
nie voll akzeptiert, nicht in Europa, nicht in der Welt. Sein Fazit:
«Wir dürfen keinen Schritt ohne Frankreich tun, wir müssen Paris
den Vortritt lassen, der den Franzosen gebührt.»

«Wir Deutschen glauben den Franzosen, dass sie die Europäische Gemeinschaft weiter entfalten und festigen wollen. Den Engländern können wir das schwerlich glauben. Deshalb kann kein Engländer achtzig Millionen Deutsche an den Westen und seine Werte binden. Das kann auch kein Amerikaner. Aber de Gaulle konnte das, mein Freund Giscard d'Estaing desgleichen, Mitterrand kann es, Frankreich insgesamt kann es.»

«Frankreich hat in der Völkergemeinschaft der Welt ein enormes, auf seine Geschichte und seine Kultur gegründetes Prestige als Nation, während auf uns Deutschen noch generationenlang die Erinnerung an Auschwitz und alle anderen Naziverbrechen lasten wird.»⁵⁹

Vorsichtshalber hatte er mit seinem Freund schon einmal durchgespielt, wie diese Rollenverteilung im Idealfall aussehen könnte: Europa würde sich emanzipieren, malten sie sich aus in solchen Momenten, ohne sich aus dem Westen zu lösen. Wie das genau vonstatten gehen könne, ließen sie in der Schwebe, die Sache war doch zu heikel.

1980 Afghanistan und die Folgen für das Verhältnis zwischen Moskau und Washington, Streiks auf der Danziger Werft, Stagnation bei den Rüstungskontrollgesprächen, eine neue Ölpreisexplosion, der Zusammenprall zwischen Schmidt und Carter in Venedig, die Bundestagswahl mit dem Sieg über Strauß, Reagans Wahlerfolg im November – ein Jahr wie kaum eines zuvor! Ausgerechnet jetzt, nach sieben Jahren, musste der Freund ausscheiden aus dem Präsidentenamts in Paris. Helmut Schmidt hingegen vermochte sich bei den Wahlen gegen seinen Konkurrenten Franz Josef Strauß – dem Kohl den Vortritt hatte lassen müssen – noch einmal zu behaupten und die Kanzlerschaft zu verteidigen. Zwei Regierungsjahre an der Spitze der sozialliberalen Koalition sollten ihm bleiben.

Ausgerechnet in diesem Wahljahr – die Kandidatur von Strauß zementierte ungewollt die Koalition von SPD und FDP – mischten sich Leute aus der SPD ein, wie Schmidt zürnte, die aus parteilichen Gründen François Mitterrand bevorzugten. Er war Sozialist, Giscard ein konservatives Gewächs aus dem gaullistischen Frankreich.

Als unbotmäßig empfand Schmidt diese Intervention der Parteifreunde. Wie hatte er sich an den Gleichklang gewöhnt, wieso sahen die Sozialdemokraten nicht, was diese Freundschaft zwischen Giscard und ihm bedeutete? Als kleinlich und eng empfand er solches Denken.

Fast Schadenfreude sollte es später bei ihm auslösen, als der «Wunschkandidat» der Sozialdemokraten im Jahr 1983 im Bundestag den Doppelbeschluss zum Ärger der Parteifreunde verteidigte und sich auf Schmidts Seite schlug. Genugtuung habe er empfunden bei Mitterrands Rede, gestand Schmidt freimütig.⁶⁰ Er verzichtete darauf, daran zu erinnern, dass Paris und Bonn in Sachen Sicherheitspolitik trotzdem fast nie an einem Strang gezogen hatten.

Für Paris, aber auch für die Alliierten generell sei die Bundesrepublik in jenen Jahren «ein Partner von beträchtlichem Gewicht geworden», bilanzierte Giscard in seinen Lebenserinnerungen. «Und die außergewöhnliche Persönlichkeit Helmut Schmidts erleichterte durch ihre Würde, Mut und Loyalität die Ankunft Deutschlands am Tisch der Großen des Westens.»⁶¹ Eine schönere Antwort auf die Frage, was von ihm in den Geschichtsbüchern bleibe, hätte Helmut Schmidt sich nicht wünschen können.

Gemischte Gefühle hingegen löste diese Freundschaft zwischen dem Mann aus dem Schloss und seinem Freund aus dem Reihenhause in Frankreich aus. Spürbar war ohnehin die ökonomische Dominanz der Deutschen, nach Guadeloupe aber schoben sich der Ost-West-Konflikt und die Sicherheitspolitik wieder ganz in den Vordergrund. Auch dabei gingen die Deutschen intern voran, bemühten sich aber, öffentlich den Franzosen den Vortritt zu lassen. Brandt hatte mit der Entspannungspolitik den Anfang gemacht, Schmidt drängte auf «Nachrüstung» und forciertes Tempo bei den Abrüstungsverhandlungen (SALT II) zugleich. Nicht nur, dass die Deutschen mächtiger wurden, die Bonner Politiker traten auch selbstbewusst auf. Lebhaft, ja äußerst nervös debattierten die Franzosen über die Nachbarn jenseits des Rheins. Alarmiert berichtete der deutsche Botschafter Axel Herbst an das Auswärtige Amt in Bonn, in öffentlichen und privaten Diskussionen tauche die Sorge

auf «vor einer deutschen Hegemonialstellung in Europa, mehr aber noch die Angst vor einer neuerlichen Hinwendung Deutschlands zu einer Position zwischen Ost und West».

Raymond Aron, der konservative Intellektuelle, der auf beiden Seiten des Rheins als einflussreiche Stimme galt, urteilte nach einer Reise durch die Bundesrepublik im *Express*, das Land sei «wieder ein Akteur der Weltpolitik geworden; zwar keine Weltmacht, so aber doch eine regionale Großmacht». Von der Bevormundung aus Washington sagten die Nachbarn sich allmählich los, lautete Arons Fazit, sie suchten eine wirkliche Nähe zu den westlichen Nachbarn und drängten darauf, dass auf der internationalen Bühne Europas Stimme zu hören sei. Schmidts Stil nannte Aron «gaullistisch», denn Deutschland hänge zwar vom amerikanischen atomaren Schutzschirm ab, strebe aber eine von beiden Großmächten möglichst unabhängige Politik an. Helmut Schmidt beschrieb er sogar als vergleichsweise «moderat», andere seiner Parteifreunde gingen viel weiter in ihrer Umorientierung nach Osten, Frankreich müsse präpariert sein für neue *incertitudes allemandes*.⁶²

In den folgenden Jahren sollten die Fragen aus Paris noch drängender werden, was die Deutschen denn anstrebten, besonders seit die Friedensbewegung ihren Protest gegen die Sicherheitspolitik Schmidts mit mächtigen Demonstrationen vortrug. Befand sich der deutsche Nachbar nicht auf dem Weg zum Gaullismus, sondern zur Neutralität? Warum fürchteten die Deutschen sich derart vor der Instabilität, die von den Streiks auf der Danziger Lenin-Werft ausgehen und die ihre Entspannungspolitik unterminieren könnte, statt sich solidarisch mit den Regimekritikern zu zeigen?

So eng die Freundschaft zwischen «Helmut» und «Valéry» auch war, und so betont der Kanzler Paris eine «Führungsrolle» zuschrieb, dauerhaft überdecken ließ sich damit nicht, dass mit der Emanzipation der Deutschen und dem Auftreten Schmidts Sorgen nach Europa zurückkehrten.

[...]

Mehr Informationen zu [diesem](#) und vielen weiteren Büchern aus dem Verlag C.H.Beck finden Sie unter: www.chbeck.de